

k.

Leseprobe aus:

**Felicitas Mayall**

**Hundszeiten**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

SIE GRÖLTEN WIEDER, unten auf den Kiesbänken bei der Museumsinsel. Inzwischen hatten sie diesen Isarstrand ziemlich für sich allein. Niemand wollte in ihrer Nähe feiern. Wo in früheren Nächten viele Feuer brannten, gab es jetzt nur noch ein großes.

Die andern hatten sich neue Sandbänke gesucht. Wie Nomadenlager zogen sich ihre Grillplätze am Fluss entlang. Jede Nacht hingen Rauchschwaden über der Isar, Trommeln erklangen, Gitarrenklänge. Es war, als erinnerten sich die Bewohner der großen Stadt im Sommer an das Leben ihrer Vorfahren. Nur mit den Leuten am großen Feuer wollten sie alle nichts zu tun haben.

Das hatte Ralf, der Steinmetz, genau beobachtet. Geduckt kauerte er im Schutz eines hohen Baumes an der Uferstraße und starrte zu denen am großen Feuer hinunter. Das Feuer loderte in dieser Nacht so hoch, dass der Turm des Deutschen Museums in flackerndes Licht getaucht wurde. Hartes Gelächter drang zu Ralf herauf, zu laut. Er mochte das Gelächter nicht, die Lieder nicht. Mochte die Kerle da unten nicht. Fast alles Männer, das hatte er gesehen, aber ein paar Frauen waren auch dabei.

Ralf kannte sich an der Isar aus. Der Fluss war sein Zuhause. Deshalb wusste er genau, was gefährlich war und was nicht. Er kannte die Lager der anderen Penner,

die unter den Brücken lebten, in Zelten oder Höhlen weiter draußen am Hochufer. Man ließ sich in Ruhe. Solange keiner ins Revier des anderen vordrang. Ralf war ein Einzelgänger und daher besonders auf der Hut. Die Kerle da unten passten nicht ins Bild. Die waren ein anderes Kaliber, keine Kollegen. Solange sie nicht näher an seinen Unterschlupf herankamen, fühlte er sich halbwegs sicher. Er musste sie im Auge behalten. Das stand fest!

Für heute Abend hatte er genug gesehen. Ralf löste sich von seinem Baumstamm, im gleichen Augenblick erstarrte er, bekam Herzrasen, weiche Knie. Irgendwer hob ihn hoch, schüttelte ihn wie einen Hund. Harte Hände umfassten seinen Nacken, Eisenklammern. Dann die Stimme, dicht an seinem Ohr:

«Lass dich hier nie wieder blicken, dreckiger Schmarotzer! Solche wie du haben in dieser Stadt nichts zu suchen. Sag das deinen Kumpels. Wir werden hier aufräumen!»

Die Eisenklammer hob Ralf hoch und schleuderte ihn zu Boden. Er krümmte sich zusammen, wartete auf den Stiefeltritt, wagte kaum zu atmen, stellte sich tot. Nichts passierte. Er hatte Sand zwischen den Zähnen, und es roch nach Hundepisse. Endlich, nach mindestens fünf Minuten, drehte er sich ein bisschen und schaute sich um. Da war niemand, nur der Baumstamm. Ralf rappelte sich auf und rannte.

Es ist eine dieser Nächte, ganz einfach eine dieser Nächte, dachte Kriminalhauptkommissarin Laura Gottberg. Ich hätte vor zwei Stunden aufstehen sollen, mich

auf den Balkon setzen, ein Glas Wasser trinken, meditieren, ein Buch lesen, irgendwas tun müssen, nur nicht im Bett bleiben und nachdenken. Stattdessen hatte sie sich von einer Seite auf die andere gewälzt, irgendwann sämtliche Eingeweide gespürt und alle schlechten Erinnerungen der bisher gelebten Jahre durchgestanden. Ihr Kopf schmerzte. Alles fühlte sich feucht an: ihr Haar, ihre Haut, das Laken. Schwer und stickig hing die Luft über ihrem Bett, über der Wohnung, dem Haus, der Stadt und vermutlich der gesamten Erde.

Seit beinahe zwei Monaten herrschte Gluthitze über München und ganz Mitteleuropa. Seit Wochen fielen die Menschen um wie Fliegen, sanken die Temperaturen auch nachts höchstens auf fünfundzwanzig Grad. Die Schlagzeilen der Zeitungen sprachen inzwischen von Endzeit und Apokalypse, weil Klimakatastrophe bereits zu abgedroschen klang.

Auf dem Rücken liegend, Arme und Beine von sich gestreckt, versuchte Laura sich selbst den Befehl zum Aufstehen zu geben. Lange Zeit widersetzten sich die Schaltstellen ihres Körpers, immer wieder versank sie in dämmrigen feuchtwarmen Nebeln und träumte sogar – vom Fallen, von diesem Frosch. Sie schreckte hoch, schaffte es endlich auf den Bettrand und saß aufrecht.

Sie wollte nicht von diesem Frosch träumen, hatte ihn schon fast vergessen, akzeptiert, dass es ihn gegeben hatte. Wirklich? Nein, nicht wirklich, denn ab und zu tauchte er auf wie ein verblasstes Schwarzweißfoto, irgendwo im Hinterkopf.

Erbsünde, dachte sie. Der Frosch ist für mich so was wie die Erbsünde. Sie strich das feuchte Haar aus ihrem Gesicht, stand taumelnd auf und knipste die

Lampe auf ihrem Nachttisch an. Zehn vor vier. Sie zwang sich dazu, in die Küche zu gehen, spürte dem zarten Lufthauch nach, der von der weit offenen Balkontür zu ihr drang, und ließ an der Spüle Wasser über ihre Hände und Unterarme laufen. Lauwarme Brühe, die selbst nach ein paar Minuten kaum kälter wurde. Im Kühlschrank fand sie einen Krug mit eiskaltem Wasser, füllte damit ein Glas und trat auf den kleinen Balkon hinaus.

Eigentlich war es eine klare Nacht, aber sogar bei Dunkelheit blieb ein Rest des Hitzesmogs über der Stadt hängen und verschleierte die Sterne. Laura trank in kleinen Schlucken und ließ die kühle Flüssigkeit langsam durch ihre Kehle rinnen. Seltsamerweise bekam sie Gänsehaut davon.

Finsternis lag über dem Geviert der hohen Stadthäuser. Niemand außer Laura schien wach zu sein. Die Petunien in den Balkonkästen verströmten einen süßlichen Duft. Laura lehnte den nackten Rücken an die raue Hauswand. Wieso hatte sie von dem Frosch geträumt? Sie hatte bisher immer nur dann von ihm geträumt, wenn etwas in ihr gründlich aus dem Gleichgewicht geraten war. Froschalarm. Das letzte Mal, als sie sich von Ronald getrennt hatte, vor vier Jahren.

War denn etwas aus dem Gleichgewicht geraten? Abgesehen vom Klima? Lag es an diesem diffusen Gefühl von Bedrohung, das in der Stadt herrschte und von den Medien geschürt wurde? Rapider Anstieg der Todesrate, Kolibakterien in Schwimmbädern und Seen, drohende Epidemien von Gehirnhautentzündung bis Salmonellen, Trinkwassermangel, steigende Gewaltbereitschaft, Smog, Fahrverbote.

August in München. Eigentlich die beste Jahreszeit. Die halbe Bevölkerung machte Urlaub. Lauras Kinder, Luca und Sofia, waren seit einer Woche in England, machten Sprachferien mit Familienanschluss. Das hatte sie fast ein Monatsgehalt gekostet. Taschengeld spendierte zum Glück Lauras Vater Emilio. Von Ronald, ihrem Ex, gab es nur gute Ratschläge. Immerhin hatte er Luca und Sofia zum Flughafen gebracht, weil Laura sich nicht freinehmen konnte.

Sie hatte sich auf diese vier Wochen Freiheit gefreut, darauf, ihren eigenen Rhythmus leben zu können – abgesehen von der Arbeit natürlich.

Bisher lebte sie noch gar nichts.

Es war zu heiß, um irgendwas zu tun. Und sie wollte gar nichts tun. Nicht einmal fernsehen. An den letzten Abenden hatte sie sich dabei ertappt, dass sie stundenlang untätig herumsaß. Mit leerem Kopf. Es war nicht unangenehm, nur erstaunlich. Es schien, als hätte sie in all den geschäftigen Jahren, die hinter ihr lagen, ihren eigenen Rhythmus vergessen. Und nun wartete sie darauf, dass er sich wieder einstellte.

Sie ging in die Hocke, lehnte ihre Stirn an das kühle Balkongeländer und schaute zwischen den Gitterstäben hindurch. Eine sanfte Vorahnung der Morgendämmerung zeigte sich am Himmel. Wie lange hatte sie die Sonne nicht mehr aufgehen sehen, *bewusst* aufgehen sehen? Sie konnte sich nicht daran erinnern.

Plötzlich wusste Laura, was sie tun wollte. Am Fluss entlanggehen und die Sonne aufgehen sehen. Während sie sich anzog, dachte sie kurz daran, ihre Dienstwaffe einzustecken, nahm sie sogar in die Hand, legte sie aber wieder weg.

«Sonnenaufgang, kein Einsatz!», murmelte sie und lächelte über sich. Sie bürstete flüchtig ihre Haare, ohne dabei in den Spiegel zu schauen. Im Treppenhaus dachte sie wieder an den Frosch. Beinahe wäre sie gestolpert. Als drängte er sich vor.

«Gut», dachte sie, als sie auf die Straße trat. «Vielleicht willst du nochmal hören, dass es mir leidtut. Dass ich dich nie vergessen werde, dass ich mich schäme. Dass ich etwas begriffen habe, damals, und dass ich dir dafür danke, obwohl es dir nichts mehr hilft.»

Er war noch immer da. Ein fetter grüner Frosch, dem die Eingeweide aus dem Maul hingen. Und die anderen Kinder, verschwommene Gestalten, die stumm dastanden und ihn anstarrten. Das hatten sie nicht gewollt. Oder doch? Sie hatten ihm nur ein Haus bauen wollen. Eins aus Moos und Stöcken. Aber er wollte das Haus nicht, blieb einfach nicht sitzen, hüpfte immer wieder weg. Sie holten ihn zurück. Immer wieder. Setzen ihn gewaltsam in das Haus, warfen ihn endlich auf den Boden, immer und immer wieder. Er sollte sitzen bleiben!

Wie ein Rausch war es über sie gekommen. Plötzlich quollen die Eingeweide aus seinem Maul, und er blieb sitzen, der Frosch. Rührte sich nie wieder.

Wie alt war sie damals gewesen? Neun oder zehn? Egal. Auch sie hatte den Frosch einmal auf den Boden geschleudert.

Langsam folgte Laura der schmalen Straße, die zum Hochufer der Isar führte, fing irgendwann an zu laufen und erreichte keuchend die große Kreuzung vor der Philharmonie. Sie nahm die stickige Luft wahr, ihre Lungen brannten. Die täglichen Warnungen im Radio

fielen ihr ein: Vermeiden Sie körperliche Anstrengung im Freien, die Ozonwerte überschreiten Tag und Nacht sämtliche Grenzwerte.

Der Frosch war noch immer da, obwohl sie sich alle Mühe gab, an andere Dinge zu denken. Trotz ihrer Jugend hatte sie damals begriffen, dass sie töten konnte. Sie alle hatten es begriffen, sich schweigend getrennt, sich nicht einmal mehr angesehen. Eine Weile waren sie sich aus dem Weg gegangen. Der Frosch wurde nie mehr erwähnt.

Laura überquerte die Kreuzung. Außer einem einsamen Fahrzeug der Straßenreinigung war kein einziger Wagen zu sehen. Fahrverbot.

Als wäre Herbst, verlor die mächtige alte Kastanie am Eingang des Parks ihre Blätter. Braune, dürre, zerknitterte Blätter, die unter Lauras Füßen raschelten. Sie nahm nicht den staubigen Fußweg, sondern ging über den Rasen, von dem nur ein flaches Gespinst aus gelblichen Stoppeln übrig geblieben war. Die Erde fühlte sich hart an wie Beton, zeigte Risse. Wann hatte es zum letzten Mal geregnet? Irgendwann im Juni, vor beinahe zwei Monaten.

Ihr fiel auf, dass der Übergang von der Nacht zum Tag grau war. Die Nacht leuchtete dunkelblau, doch jetzt, da von Osten her eine diffuse Helligkeit aufstieg, verblassten die Blautöne, wurden einfach grau. Morgenrauen. Seltsames, doppeldeutiges Wort.

Noch etwas hatte sie damals begriffen. Der Rausch von Macht hielt nicht an, er konnte in Depression umschlagen, in Scham, Schuld, Selbstekel. Es hätte sie interessiert, wie die anderen Kinder mit dieser kollektiven Tat fertig geworden waren. Ob die Mädchen anders da-

mit umgehen als die Jungs. Ob sie heute noch manchmal daran dachten.

Keinen von ihnen hatte Laura in späteren Jahren wiedergetroffen. Es waren ohnehin nur flüchtige Freundschaften gewesen, Urlaubsbekanntschaften. Gemeinsam mit ihren Eltern hatte sie damals Ferien auf einem Bauernhof in Tirol gemacht. Die anderen Kinder gehörten zu den umliegenden Gehöften oder machten ebenfalls Ferien. Aber keines der Kinder hatte gesagt: «Hört auf!»

Sie auch nicht.

Der Fluss war zu einem schmalen Bach geworden. Das Wasser schwarz, jedenfalls bei Nacht. Ralf, der Steinmetz, hockte im Kiesbett der Isar und hielt seine Füße ins Wasser. Vielleicht konnte er auf den kühlen Steinen noch eine Runde schlafen. Der Schreck dieser Nacht saß ihm in den Knochen. Zwar war ihm so etwas nicht zum ersten Mal passiert, doch diesmal war es unheimlich gewesen, als hätte ein Geist nach ihm gegriffen. Quatsch, sagte er sich. Gibt keine Geister. Es hatte sich allerdings so angefühlt. Wie das kalte Grauen hatte es sich angefühlt.

Vielleicht sollte er umziehen. Vielleicht war seine neue Unterkunft doch nicht sicher. Seit er sich im Fußgängertunnel unterm Friedensengel niedergelassen hatte, ging alles so glatt. Angefangen hatte es mit dem Anhänger. Ein gebrauchter Auto-Anhänger, abschließbar. Er hatte dafür gearbeitet. Der Anhänger war immer sein Traum gewesen. In so einem Anhänger konnte man all seine Sachen unterbringen und auf dem Dach

schlafen. Das war sicherer als auf dem Boden, und man konnte schnell umziehen, wenn die Bullen einen verjagten.

Das Problem war nur, dass er immer mehr Sachen anhäuften, seit der Anhänger da war. Sie kamen einfach, die Sachen, und er steckte sie in den Anhänger. Das Ding wurde immer schwerer.

Eine Küche hatte er sich auch eingebaut, spielte mit dem Gedanken, den Spaziergängern und Radfahrern Cappuccino zu verkaufen. War ja einfach: heißes Wasser, Plastikbecher und Tütenkaffee. Er hatte viele Geschäftsideen, hatte er immer schon gehabt. Immer wieder neue Ideen.

Zurzeit nannte er sich Ralf, der Steinmetz, weil er Isarsteine polierte und bemalte. Es gab jede Menge Steine am Fluss, und die Geschäfte gingen nicht schlecht. Jeden Tag verkaufte er mindestens fünf Steine zu zwei Euro, meistens aber mehr. Das reichte locker fürs Essen. Er trank nicht, wie die meisten seiner Kollegen von der Straße. Das machte das Leben erheblich leichter, denn für Alkohol ging eine Menge Geld drauf. Nein, das war früher mal, das brauchte er nicht mehr.

Vor ein paar Wochen war er noch Ralf, der Fahrradmechaniker, gewesen. Aber das hatte nicht richtig funktioniert, weil er sich mit Fahrrädern nicht besonders gut auskannte. Mit den Steinen klappte es auf Anhieb. Und es machte ihm Spaß. Allerdings dachte er auch daran, sein Geschäft zu erweitern und gebrauchte Kleidung anzubieten. Als zweites Standbein sozusagen. Ein paar von den Hundebesitzerinnen, die jeden Tag bei ihm vorbeikamen, hatten ihn darauf gebracht. Sie wollten ihn mit Klamotten versorgen. Manchmal brachten sie auch

was zu essen mit. War ganz nett. Mutterinstinkt wahrscheinlich.

Eine Sorge allerdings hatte er: Wenn er mehr Geld einnehmen würde, als er jeden Tag verbrauchte, dann müsste er das Geld irgendwo aufbewahren, und ganz bestimmt nicht in seinem Anhänger. Wer auf der Straße lebte, durfte nicht viel Geld bei sich haben. Es sprach sich schnell herum unter den Brüdern von der Straße, wenn einer Geld hatte. Und dann war es weg.

Ralf, der Steinmetz, schaute sich um und lauschte in Richtung Deutsches Museum. Nur das sanfte Glucksen des Flusses war zu hören, und nichts rührte sich unter den Bäumen am Ufer. Man musste aufpassen, wenn man draußen lebte. Dauernd aufpassen. Bei Tieren war's nicht anders, die mussten auch aufpassen. Vor Tieren hatte er keine Angst, nur vor Menschen. Wie oft hatten ihn seine Kollegen beklaut. Keiner traute dem andern. Ralf, der Steinmetz, lachte leise vor sich hin. Er kannte mal einen, der in seiner Höhle an der Isar über hunderttausend Mark vergraben hatte. In Plastiksäcken. Erforen war der, in einem kalten Winter vor vielen Jahren, und danach fand die Polizei das Geld. Die Polizei!

Ralf lachte laut auf und sah sich erschrocken um, weil sein Lachen von den Mauern wiederhallte. Nein, man brauchte nicht viel Geld, wenn man frei sein wollte. Nur genug zum Essen. Alles andere war Quatsch. Deshalb musste er sich die Sache mit den gebrauchten Klamotten nochmal genau überlegen. Sehr genau. Prüfend betrachtete er den Himmel. Bald würde es hell werden. Es roch immer noch nach verglimmenden Lagerfeuern, aber die Menschen waren

alle nach Hause gegangen. Ralf zog die Füße aus dem Wasser, lauschte sichernd nach allen Seiten und rollte sich endlich zusammen.

Plötzlich kehrten die Farben zurück. Das Grau wurde von Rot weggewischt, vielen Schattierungen von Rot, obwohl die Sonne selbst hinter einer dunklen Häusermauer verborgen blieb. Noch immer war Laura allein im Park. Sie lauschte dem Summen der Stadt, machte halbherzig ein paar Dehnungsübungen, lief eine Weile am Hochufer entlang bis zum Maximilianeum, kehrte wieder um und wählte den schmalen Steg, der zwischen Mühlbach und Isar entlangführte. Allmählich verklang der Froschalarm in ihr, und sie konnte klarer denken.

An den Fall des Rentners Gustav Dobler zum Beispiel, an dem sie sich regelrecht festgebissen hatte, obwohl ihre Kollegen wenig Verständnis dafür aufbrachten. Vor über zwei Monaten war der alte Mann mit E 605 vergiftet worden. Sie kamen mit ihren Ermittlungen nach wie vor nicht wirklich voran. Lauras junger Kollege, Kommissar Baumann, hielt Doblerts Tod für Selbstmord, und der Staatsanwalt war kurz davor, die Nachforschungen einzustellen. Der einzige Mensch, der Laura ein wenig weitergeholfen hatte, erholte sich gerade langsam von einem Herzinfarkt. Und dieser Herzinfarkt hatte Lauras Einschätzung nach sehr viel mit einer Zeit zu tun, an die sich eine bestimmte Generation nicht gern erinnerte.

Laura beugte sich über das Geländer des Stegs und schaute zum Wasser hinunter. Die Isar war zu einem lächerlichen Rinnsal geschrumpft. Auf der anderen Seite

des Flusses leuchtete die Kiesfläche in hellem Rosa. Eine Wasseramsel saß auf einem ausgebleichten Baumstamm, den vergangene Fluten angeschwemmt hatten. Auch die weiße Brust des Vogels strahlte zu dieser frühen Stunde rosarot, genau wie die Lukaskirche, deren Türme über die Baumkronen lugten. Laura ließ ihren Blick am Ufer entlangwandern, über die schwarzen Häufchen, die von den Feuern der letzten Nacht geblieben waren, die Bierdosen, ein paar leere Flaschenträger, und blieb an einer zusammengerollten Gestalt mit bloßen Füßen hängen. Kurz verharrte sie, sah wieder zur Wasseramsel und wieder zu dem Bündel Mensch auf der anderen Seite des Flusses.

Ein Übriggebliebener, dachte sie. Wahrscheinlich hat er zu viel gesoffen letzte Nacht und schläft seinen Rausch aus.

Die Wasseramsel schwirrte flussaufwärts. Laura ging ebenfalls weiter, wandte sich jedoch nach ein paar Metern um und schaute zu dem Schlafenden zurück. Schlieft er überhaupt? Es war wohl besser, nachzusehen, ob ihm nichts fehlte. Der Froschalarm wirkte: Besonders ausgeprägtes Verantwortungsbewusstsein, empfindliches Über-Ich, Stress, dachte sie. Falls ich nicht nachschaue, werde ich den ganzen Tag daran denken und später bei Kollegen nachforschen, ob an der Isar ein Verletzter oder Toter gefunden wurde. Ich kenne mich immerhin schon seit sechsundvierzig Jahren.

Sie schätzte die Entfernung zur Mariannenbrücke und entschloss sich, durch den Fluss zu waten. Wegen der Steine und der zerbrochenen Bierflaschen behielt sie ihre Turnschuhe an. Das Wasser war angenehm kühl, es reichte ihr an der tiefsten Stelle nur knapp über

die Knie. Es floss schnell, zerrte an ihren Beinen. Sie bewegte sich langsam. Als sie das andere Ufer erreichte, ging sie um den Liegenden herum. Er zeigte nur seinen Rücken, hatte das Gesicht in den Kies gedrückt und unter einem Arm begraben. Die abgewetzte Jeansjacke war hochgerutscht und gab ein Stück gebräunter Haut frei, die Hose war auf Kniehöhe abgeschnitten und ausgefranst. Neben dem Mann lagen zwei ausgelatschte Sandalen. Sein Haar war dunkelblond, halblang und ziemlich frisch gewaschen. Vielleicht ein Penner, vielleicht auch nicht ... Laura beugte sich über ihn, um zu prüfen, ob er atmete, konnte es aber nicht genau erkennen. Als sie nach seiner Schulter griff, um ihn vorsichtig zu rütteln, schlug er so unerwartet um sich, dass sie das Gleichgewicht verlor und rücklings auf die Steine fiel. Sein Schlag hatte sie quer übers Gesicht getroffen. Beinahe-Knockout.

Sie wollte aufspringen, um sich besser verteidigen zu können, ließ es aber bleiben, als sie sein Gesicht sah. Mit weit aufgerissenen Augen und wirrem Haar hockte er vor ihr.

«Spinnst du?», schrie sie ihn an.

Er reagierte nicht, starrte nur. Schließlich blies er die Backen auf und schüttelte den Kopf.

«Das kannst du nicht machen. Nicht hier draußen! Mich hätte eben beinahe der Schlag getroffen!»

«Mich auch!» Laura betastete ihre Nase.

«Hab ich dir wehgetan? Aber da bist du selber schuld, Mädchen. So was macht man nicht hier draußen. Auf gar kein Fall, verstehst du?» Er strich mit beiden Händen sein halblanges dickes Haar aus dem Gesicht, kratzte dann über die blonden Bartstoppeln auf seinen Wan-

gen und verzog dabei den Mund. Einer seiner Vorderzähne fehlte. Laura schätzte ihn auf Ende dreißig, und er war eindeutig einer der «Bürger in sozialen Schwierigkeiten», wie man die Obdachlosen politisch korrekt nannte. Aber einer von denen, die sich nicht ganz aufgegeben hatten. Sie schloss es aus seiner Kleidung, dem Zustand seiner Hände und Füße, dem gewaschenen Haar.

«Was macht man nicht?»

«Man fasst niemand an, der am Boden liegt!» Er saß inzwischen im Schneidersitz, ließ sie aber keine Sekunde aus den Augen.

«Und warum nicht?» Ihre Nase schien in Ordnung zu sein. Das linke Auge hatte mehr abgekrigelt. Sie fühlte geradezu, wie es anschwell.

«Weil ...» Er breitete die Arme aus und schaute sie beinahe mitleidig an. «Weil hier draußen die Menschen sehr vorsichtig sind. Es könnt ja einer sein, der was Böses vorhat, oder es könnt ein Bulle sein. Du kennst dich mit solchen Sachen nicht aus, was?»

«Nein!» Laura rollte sich zum Ufer. Mit der hohlen Hand schöpfte sie Wasser und kühlte ihr schmerzendes Auge.

«Isses schlimm?» Er robbte zu ihr hinüber.

«Fass mich nicht an!», fauchte sie, als er die Hand ausstreckte. «Hier draußen fasst man niemanden an!»

Er zog seine Hand wieder zurück.

«Man kann schon», murmelte er. «Wenn man sich kennt. Aber nie von hinten oder wenn einer schläft.»

«Wir kennen uns nicht!»

Er zuckte die Achseln.

«Jetzt schon.»

«Wieso?»

«Weil wir miteinander reden.» Er sah bekümmert aus.

Auf der anderen Seite der Isar tauchten die ersten Radfahrer und Jogger auf. Jeder zweite mit Mundschutz.

«Trink das Wasser ja nich. Da kriegste Dünnpfiff!»

Laura antwortete nicht, stand auf und klopfte den Sand von ihrem T-Shirt und ihrer Hose.

«Wuff. Das wird 'n schönes Veilchen!» Er grinste ein bisschen schief.

«Hast du noch mehr so intelligente Bemerkungen auf Lager?»

Laura verfluchte den Frosch, ihr Über-Ich und ihr Verantwortungsbewusstsein. Sie wollte nur noch nach Hause und einen Eisbeutel auf ihr Auge legen.

«He, ich wollte das nich! Hatte ja keine Ahnung, dass du 'ne Lady bist. Hab eher damit gerechnet, dass es einer von denen is, die weiter oben saufen. Da gehste besser nich hin, das kann ich dir sagen!»

Laura zuckte die Achseln und watete wieder in den Fluss zurück.

«He, es tut mir echt leid. Warte doch. Ich ... ich könnt uns 'n Kaffee machen. Ich wohn nur zehn Minuten von hier.»

Laura blieb mitten im Fluss stehen und drehte sich erstaunt zu ihm um.

«Kaffee?»

«Ja, klar!» Er war ebenfalls aufgestanden und scharrte mit seinen nackten Füßen in den Kieseln herum.

«Wo wohnst du denn?»

Er drehte sich zweimal im Kreis, kickte ein paar

Steine weg und steckte die Fäuste tief in die Taschen seiner kurzen Jeansjacke.

«Nicht weit von hier. Ganz in der Nähe vom Friedensengel, wenn du den kennst.»

«Ach so?»

«Klar!» Wieder drehte er sich, er verlor beinahe das Gleichgewicht. Laura musste über seine Verlegenheitspantomime lächeln.

«Nett von dir», antwortete sie. «Aber ich hab leider keine Zeit. Ich muss zur Arbeit, und vorher möchte ich mir noch 'n Eisbeutel auf mein Auge legen.» Sie watete weiter.

«He. Aber vielleicht morgen oder so ...»

«Wenn du mir genau sagst, wo du wohnst, dann überleg ich's mir vielleicht.»

«Is ganz leicht zu finden! Der Tunnel unterm Engel. Kannste gar nicht verfehlen. Ich hab da 'n Anhänger stehen. Kleines Geschäft, musste wissen. Läuft nicht schlecht.»

«Ah ja?»

«Klar. Seh vielleicht nicht so aus.» Er hob eine Handvoll Steine auf und begann einen nach dem anderen ins Wasser zu werfen. Laura hatte inzwischen das Ufer erreicht.

«Kannst es dir ja überlegen!» Seine Stimme klang vage.

Laura antwortete nicht, winkte ihm nur kurz zu. Er zuckte die Achseln.